

(Nachdruck verboten.)

901

## Arbeit.

Roman in drei Bänden von **Emile Zola**. Aus dem Französischen  
übersetzt von **Leopold Rosenzweig**.

Schon fühlte sich Morfain bedroht. Er hatte von den Forschungen gehört, denensich Jordan mit voller Hingabe widmete, um den plumpen, langsam arbeitenden, barbarischen Hochofen mit seinem schwer lenkbaren ewigen Feuer durch die leichten und willigen Batterien elektrischer Oefen zu ersetzen. Der Gedanke, daß man den Koloß, der sieben bis acht Jahre ununterbrochen fortbrannte, verlöschen lassen und niederreißen könnte, war ihm unfaßbar, rührte ihn in tiefster Seele auf. Er zog zuweilen Erfindungen ein und wurde von Unruhe erfasst, als er von dem ersten Erfolg Jordans hörte, den dieser erzielt hatte, indem er die Kohlen gleich am Grubenschacht zum Antrieb von Maschinen verwendete und die so gewonnene Elektrizität ohne Stromverlust in die Eröcherie leitete. Aber da der Preis der Elektrizität noch immer zu hoch blieb, als daß sie hätte können zur Eisengewinnung verwendet werden, konnte Morfain sich über die Nutzlosigkeit dieses Erfolges freuen. Noch zehn Jahre hindurch hatte er über jeden neuen Mißerfolg Jordans mit stillem Spotte frohlockt, seit überzeugt, daß das Feuer sein Reich verteidigen und sich niemals dieser geheimnisvollen Kraft, dem unsichtbaren, geräuschlosen Blitz unterjochen lassen werde. Er wünschte aus ganzer Seele das Fehlschlagen aller Versuche seines Herrn, die Vernichtung der immer wieder neu konstruierten, von Tag zu Tag verbesserten Apparate. Doch eines Tages war die drohende Gefahr dicht herangerückt, das Gerücht verbreitete sich, daß es Jordan endlich gelungen sei, sein großes Werk zu krönen: er hatte das Mittel gefunden, um die in den Kohlen gebundene Wärmeenergie direkt in elektrische Energie zu verwandeln, ohne den Umweg über die mechanische Energie — das heißt, er hatte dadurch die Dampfmaschine, das kostspielige und voluminöse Zwischenglied, entbehrlich gemacht. Das Problem war somit gelöst, der Kostenpreis der Elektrizität war auf die Hälfte vermindert, und sie konnte fortan mit Vorteil zum Schmelzen des Eisenerzes verwendet werden. Die Apparate zur Erzeugung der Elektrizität funktionierten schon, eine erste Batterie elektrischer Oefen war in Errichtung begriffen, und Morfain umkreiste finster und starrsinnig seinen Hochofen, als wollte er ihn gegen alle feindlichen Mächte verteidigen.

Lucas gab jedoch nicht sogleich Befehl, den Hochofen auszublasen, da er zuerst entscheidende Versuche mit den Batterien der elektrischen Oefen machen wollte. Sechs Monate hindurch waren beide Schmelzmethoden nebeneinander in Thätigkeit, und es waren qualvolle Tage für den alten Guhmeister, denn er fühlte nun, daß dem geliebten Ungetüm, das seiner Obhut anvertraut war, unabwendbar die letzte Stunde nahte. Er sah es bereits von allen verlassen, kein Besucher kam mehr herauf, alle Neugierde umdrängte die elektrischen Oefen unten, die so wenig Platz einnahmen und die, wie es hieß, so rasche und schöne Arbeit lieferten. Er, von heftigem Groll erfüllt, hatte sie nicht einmal ansehen wollen, diese neuen Erfindungen, die er geringschätzig als Kinderspielzeuge bezeichnnete. Konnte die uralte Methode, das freie, helle Feuer, das den Menschen zum Herrn der Welt gemacht hatte, entthront werden? Mankehrte sicher dereinst zu ihnen zurück, zu den gewaltigen Hochofen, deren Flammen jahrhundertlang gebrannt hatten, ohne je zu erlöschen. Und in seiner Einsamkeit, nur von den wenigen Arbeitern des Hochofens umgeben, die schweigsam waren gleich ihm, blickte er von seiner Höhe auf den Schuppen hinab, der die elektrischen Oefen enthielt, glücklich noch in der Nacht, wenn er mit der Glantausstrahlung seiner Abstiche den Horizont entflammte.

Aber der Tag kam, wo Lucas den Hochofen zum Tode verurteilte, nachdem es nun zweifellos feststand, daß er im Vergleich zu der neuen Methode viel zu schwerfällig und kostspielig war. Er sollte ausgeblasen und dann demoliert werden, nachdem er seinen letzten Abstich hergegeben hatte. Als man Morfain dies ankündigte, sagte er feiu-

wort, und sein ehernes Gesicht verriet nichts von dem, was in ihm vorgehen mochte. Diese Ruhe stößte allen, die ihn kannten, Beforgnis ein. Blauchen stieg, begleitet von ihrer großen Tochter Léonie, zu ihrem Vater hinauf, und gleichzeitig hatte Dada denselben liebevollen Gedanken und kam mit seinem großen Sohn Raymond. Für eine kurze Weile war denn die Familie wieder in der Felsenhöhle vereinigt wie einst, der hünenhafte Vater zwischen der blau-äugigen Tochter und dem gewaltigen Sohn, der vom Hauch der Zukunft berührt und in seinem Wesen gemildert war; und außerdem waren nun da die liebliche Enkelin, der kluge Enkel, in denen sich die neue Generation, die thätige Förderin des menschlichen Glücks, verkörperte. Der Großvater ließ sich umarmen und küssen, ohne die Kinder zurückstoßen, wie er sonst gethan hatte. Obgleich er geschworen hatte, daß er sie nie mehr sehen wolle, ließ er sich diesmal überrumpeln. Aber er erwiderte ihre Zärtlichkeiten nicht. Er schien bereits außerhalb der Zeit zu stehen, ein einsam ragender Zeuge einer vergangenen Welt, in dem alle menschliche Regung erstorben war. Dies geschah an einem kalten, düsteren Herbsttage, und die frühe Dämmerung fiel wie ein grauer Schleier vom Himmel und hüllte die dunkle Erde ein. Morfain erhob sich und brach sein undurchdringliches Schweigen, um zu sagen:

„Ich muß jetzt gehen, wir haben noch einen Abstich.“

Es war der letzte. Alle folgten ihm zum Hochofen. Die Arbeiter warteten schon, in der Dunkelheit kaum erkennbar, und dann folgte der altgewohnte Vorgang: der Feuerpieß wurde in den Thonpfropfen gestochen, die Oeffnung wurde erweitert, dann schoß das geschmolzene Metall in mächtigem Strahle hervor, eilte in glühenden Bächen durch die Rinnen und erfüllte die Mulden mit feurigen Seen. Noch einmal sprühten aus diesem Feuerboden zahllose Feuergerben auf, blaue Funken von herrlicher Zartheit, goldene Raketen von wundervoller Pracht, wie leuchtende Kornblumen inmitten goldener Aehren. Eine blendende Helle bestrahlte die Gemäuer des Hochofens, die naheliegenden Bauten und Apparate, die Dächer von Beauclair unten, die Weite des Horizonts. Dann erlosch alles wieder, tiefe Nacht sank herab, und alles war zu Ende, der Hochofen hatte ausgelebt.

Morfain, der wortlos zugeesehen hatte, rührte sich nicht, stand unbeweglich im Finstern wie einer der Felsen ringsum, die die Nacht wieder in ihren Schoß aufgenommen hatte.

„Vater“, sagte Blauchen sanft, „da Du hier keine Arbeit mehr hast, mußt Du nun zu uns hinabkommen. Dein Zimmer erwartet Dich seit langem.“

„Vater“, sagte auch Dada, „nun mußt Du wirklich Ruhe genießen, und auch bei uns ist Dein Zimmer bereit. Du wirst Dich zwischen Deinen beiden Kindern teilen.“

Der alte Guhmeister antwortete nicht. Ein tiefes Stöhnen entrang sich seiner Brust. Dann sagte er:

„Es ist gut, ich komme hinunter, ich werde sehen. Geht jetzt!“

Noch vierzehn Tage lang konnte man Morfain nicht bewegen, den Hochofen zu verlassen. Er verfolgte seine langsame Abkühlung wie einen Todeskampf, er betastete ihn jeden Tag, um sich zu überzeugen, daß er noch nicht ganz tot sei. Und so lange er noch etwas Wärme fühlte, blieb er hartnäckig an seiner Seite, so wie er hätte bei der Leiche eines Freundes ansharren mögen, bis sie vollständig erkaltet war. Endlich kamen die Demolierungsarbeiter, und eines Morgens riß er sich von seiner Felsenhöhle los, stieg zur Eröcherie hinab und begab sich mit seinen noch festen Schritten unmittelbar in den großen, hellen Schuppen, in welchem die Batterie der elektrischen Oefen untergebracht war.

Hier befanden sich gerade Jordan und Lucas mit Dada, dem sie die Ueberwachung des Schmelzprozesses übertragen hatten, worin ihm sein Sohn Raymond, ein guter Elektromechaniker, zur Seite stand. Das Funktionieren der Oefen wurde noch von Tag zu Tag geregelt, und Jordan verließ den Schuppen fast nicht, da er noch immer bestrebt war, die Methode zu vervollkommen, auf die er so viele Jahre des Studiums und der Versuche verwendet hatte.

Als er die hohe, ungebrochene Gestalt des Greises erblickte, rief er freudig aus:

„Ah, mein lieber alter Morsain, Sie sind also vernünftig geworden?“

Keine Linie auf dem ehernen Gesichte des alten Felden bewegte sich, als er erwiderte:

„Ja, Monsieur Jordan, ich wollte Ihren Apparat ansehen.“

Lucas beobachtete den Alten nicht ohne Umhuhe, denn es war ihm berichtet worden, daß man gerade dazu gekommen war, wie er sich über die Sicht des noch brennenden Ofens gebeugt hatte, als wollte er sich in diesen entsehligen Höllenschlund hinabstürzen. Ein Arbeiter hatte ihn zurückgerissen und hatte ihn so verhindert, seinen alten Leib, alles was noch von seinem hundert und hundertmal gerösteten Körper übrig war, dem Moloch hinzuwerfen, den er mehr als ein halbes Jahrhundert lang geliebt und bedient hatte.

„Das ist schön von Ihnen, mein wackerer Morsain, daß Sie in Ihrem Alter noch wißbegierig sind,“ sagte Lucas, ohne den Blick von ihm zu wenden. „Sehen Sie sich diese Spielzeuge nur an.“

Die Batterie bestand aus zehn Oefen, jeder ein Kohziegelwürfel von zwei Meter Höhe bei einundeinhalb Meter Breite. Außerhalb sah man die mächtigen Elektroden, starke cylindrische Kohlenstücke, die mit den Leitungsdrähten verbunden waren. Die Prozedur war eine sehr einfache. Eine elektrische Schraube ohne Ende, die durch Drehung eines Knopfes in Bewegung gesetzt wurde, bediente die Oefen, förderte das Erz herbei und schüttete es der Reihe nach in die zehn Oeffnungen. Ein zweiter Knopf diente zum Schließen des elektrischen Stroms, zum Erzeugen des Funkenbogens, dessen ungeheure Temperatur von zweitausend Grad in fünf Minuten zweihundert Kilogramm Metall schmelzen konnte. Und wenn dann ein dritter Knopf gedreht wurde, öffneten sich die Platinthüren, die die Oefen verschlossen, während zugleich eine Art Kollbahn sich in Bewegung setzte, die die Gußmulden aus feinem Sande den Oeffnungen zuführte, wo jede Mulde ihre zweihundert Kilogramm geschmolzenes Metall aufnahm, um dann zur Abkühlung ins Freie hinaus befördert zu werden.

„Nun, mein wackerer Morsain!“ rief Jordan in kindlicher Freude, „was sagen Sie dazu?“

Er erklärte ihm, daß diese Spielzeuge, indem sie alle fünf Minuten zweihundert Kilo schmolzen, bei einer Arbeitsdauer von zehn Stunden täglich zweihundertzweiig Tonnen Roheisen liefern konnten. Dies war eine ganz ungeheure Leistung, wenn man bedachte, daß der alte Hochofen, der Tag und Nacht brannte, nicht den dritten Teil dieser Produktion erreichte. Die elektrischen Oefen blieben denn auch selten länger als drei oder vier Stunden in Thätigkeit, denn dank ihrer spielend leichten Handhabung konnte man sie nach Belieben entzünden und sie wieder verlöschen, sobald sie das gewünschte Quantum geliefert hatten. Und welche Bequemlichkeit, welche Reinlichkeit, welche Einfachheit! Es gab fast keinen Staub mehr, die Elektroden lieferten selbst den Kohlenstoff, der zur Verkohlung des Eisens nötig war. Bloß die Gase entwichen, und Schlacken bildeten sich so wenig, daß man sich ihrer leicht mittels einmaliger täglicher Reinigung entledigte. Kein barbarisches Ungetüm mehr, dessen Verdammung so viel Sorge verursachte! Vorbei mit den zahlreichen komplizierten Hilfsapparaten, womit man ihn umgeben mußte, den Reinigungscylindern, den Winderhitzungscylindern, der Gebläsemaschine, der kontinuierlichen Wasserberieselung! Vorbei mit der ewig drohenden Verstopfung und Abkühlung! Es war nicht mehr nötig, um eines schlecht funktionierenden Windleitungsrohres willen einen Teil des Kolosses zu demolieren. Es bedurfte keiner Aufgeber an der Sicht mehr, keiner Gießer, die den Thonpfropfen durchtrieben und sich die Haut an der Blut des geschmolzenen Metalls versengen ließen; die ganze kleine Armee der Bedienungsmannschaft, die Tag und Nacht in ununterbrochener Wachsamkeit das Ungeheuer umgeben mußte, war überflüssig geworden. Zu dem großen, reinlichen, hellen Schuppen hatte die Batterie der zehn elektrischen Oefen mit ihrer kleinen Kollbahn bequem auf einer Fläche von fünfzehn Metern Länge und fünf Metern Breite Platz, und drei Kinder hätten genügt, um sie in Thätigkeit zu setzen: eins für den Knopf der endlosen Schraube, eines für den der Elektroden, eines für den der Kollbahn.

„Nun, was sagen Sie dazu, mein wackerer Morsain?“ wiederholte Jordan freudestrahlend.

Der alte Gußmeister stand wortlos und regungslos und blickte auf die Oefen. Die Nacht brach herein, der Schuppen erfüllte sich mit Dunkelheit, und das regelmäßige, leichte Funktio-

nieren der Batterie hatte etwas Zauberhaftes an sich. Lichtlos und kalt standen die Oefen da, wie schlafend, während die kleinen Wagen mit Erz, von der Schraube ohne Ende bewegt, ihren Inhalt in sie schütteten. Von fünf zu fünf Minuten öffneten sich dann die 10 Platinthüren, zehn weißglühende Strahlen geschmolzenen Metalls erleuchteten blendend die Dunkelheit, und zehn Glutflächen, aus denen blaue Funken und goldene Raketen aufsprühten, wurden in langsamer, gleichmäßiger Bewegung von der Kollbahn entführt. Es war ein wunderbares Schauspiel, diese rhythmische Aufeinanderfolge des Aufblühens von immer diese strahlenden Gestirnen, von denen der Schuppen in regelmäßigen Intervallen taghell erleuchtet wurde.

Dada, der bis jetzt geschwiegen hatte, deutete nun auf den vom Dache herabkommenden dicken Leitungsdraht.

„Siehst Du, Vater,“ sagte er, „die Elektrizität wird durch diesen Draht heringeführt, und sie hat eine solche Kraft, daß wenn man den Draht zerrisse, alles in Stücke ginge, wie durch einen Blitzschlag.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Geschichte eines Bibelspruchs.

Wenn man heute noch nicht leicht ein Zeitungsblatt oder ein Buch in die Hand bekommt, das von fümienstellenden Drucksehern frei wäre, so sind doch jetzt durch die Möglichkeit, das Gehege vor der Vervielfältigung durch den Druck noch einer Korrektur zu unterziehen, die Fehlerquellen außerordentlich herabgemindert gegen jene Zeiten, als die Originalhandschrift eines Schriftstellers auf dem Wege der Abschrift vervielfältigt wurde. Denn als die litterarischen Erzeugnisse des klassischen Altertums, die auf uns gekommen sind, ihren Weg in das lesende Publikum der Zeit nahmen, geschah das auf die Weise, daß der Text einer größeren Zahl von Schreibklaven vorgelesen und von diesen nachgeschrieben wurde: woraus sich die Möglichkeit, ja Unvermeidlichkeit zahlreicher Fehler aus Flüchtigkeit oder durch Mißverständnisse ergibt. Nun stammen aber außerdem unsre Handschriften der klassischen Autoren fast ausnahmslos gar nicht aus dem Altertum, sondern sind nach Abschriften älterer Abschriften von mittelalterlichen Mönchen angefertigt und zwar meistens von recht unwissenden Mönchen, die bei ihrer Thätigkeit rein mechanisch verfahren: daraus ergeben sich zahlreiche weitere Fehler. Und schließlich hat der Zahn der Zeit den meisten Handschriften hier und da klaffende Wunden geschlagen, so daß sich in ihnen vielfach Lücken von größerer oder geringerer Ausdehnung vorfinden. Da ist es denn eine Hauptaufgabe des heutigen Philologen, den antiken Text, mit dem er gerade zu thun hat, möglichst getreu in seiner ursprünglichen Fassung wiederherzustellen. Von den Mitteln zu diesem Zweck, die dem Philologen zu Gebote stehen, ist das nächstliegende eine genaue Vergleichung der vorhandenen Handschriften des betreffenden Buchs, was in den meisten Fällen sehr ergebnisreich ist, aber doch bei weitem nicht genügt, zumal dann nicht, wenn die uns geliebten Manuskripte allesamt aus einem und demselben älteren geklaffen sind; nicht zu sprechen von dem nicht seltenen Fall, daß überhaupt bloß eine Handschrift existiert. Aber intime Vertrautheit mit dem Schriftsteller, dem Geist und Stil, worin er schreibt, sowie genaue Kenntnis der Sprache, Litteratur, Geschichte und Altertümer, verbunden mit einem gewissen Kombinations-talent, befähigen einen geschickten Philologen, Konjekturen zu machen, d. h. auf Grund von mehr oder minder zwingenden Wahrscheinlichkeitsgründen neue Lesarten aufzustellen, die den Text augenfällig verständlicher, sinnvoller machen. Nachdem der Wortlaut eines alten Schriftstellers in möglichster Vollkommenheit wiederhergestellt ist, bleibt noch die gleichfalls philologische Aufgabe, den Text zu interpretieren, d. h. vor allem, dunkle Stellen darin verständlich zu machen. Das Konjekturen-machen nun sowohl als das Interpretieren ist eine durchaus nützliche und nötige Thätigkeit und darum verdienstlich, wenn es nicht, wie freilich vielfach geschehen ist und noch geschieht, das eigentliche, sachliche Studium der Alten überwuchert, sondern lediglich als unerläßliche Vorarbeit behandelt wird, und wenn es nicht, durch vorgefasste Meinungen oder gar etwelche Interessen bestimmt, anstatt größere Klarheit zu schaffen, nur größere Verwirrung anrichtet. Das letztere ist nun thatsächlich in vielen Fällen geschehen, obwohl man wenigstens die Einwirkung von Interessen des Tages auf den ersten Blick kaum für möglich halten möchte bei Dingen, die so um Jahretausende zurückliegen. Aber es klängen eben in dem, was uns aus dem Altertum handschriftlich überliefert ist, schon die tiefsten Gegensätze unsres heutigen Gesellschafts- und Kulturlebens an. Da kann es denn begreiflicherweise nicht ausbleiben, daß die gegnerischen Anschauungen auch auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft, ja, der rein philologischen Thätigkeit einander entgegneten.

In erhöhtem Maße aber muß das der Fall sein, wenn es sich um ein Buch handelt, für das heute noch unbedingte Giltigkeit und direkt göttliche Eingebung in Anspruch genommen wird, das da-

Bei aber den verschiedensten Standpunkten zum Ausgangspunkt dient, wie das bei der Bibel der Fall ist. Darüber ließ sich schon vor beinahe zwei Jahrhunderten der große Franzose Montesquieu in äußerst geistreicher Weise aus, wenn in seinen „Persischen Briefen“ der junge Perier Rica beim Besuch einer Pariser Klosterbibliothek mit deren Klugem, vor dem mohammedanischen Morgenländer das letzte Ergebnis seiner gereiften Lebenserfahrung rickhaltlos äuffernden monachischen Bibliothekar folgendes Gespräch führt: „Mein Vater,“ sagte ich zu ihm, „was sind das für dicke Wände, die diese ganze Seite der Bibliothek in Anspruch nehmen?“ „Das sind,“ sagte er zu mir, „die Interpreten der Heiligen Schrift.“ „Deren giebt es eine große Anzahl,“ erwiderte ich ihm, „die Heilige Schrift muß ehemals sehr dunkel gewesen und gegenwärtig sehr klar sein. Bleiben noch irgendwelche Zweifel? Kann es noch bestrittene Punkte geben?“ „Ob es deren giebt? Du lieber Himmel! Ob es deren giebt!“ antwortete er mir. „Es giebt ihrer fast ebenso viele wie Peilen.“ „Ja,“ sagte ich zu ihm, „was haben denn all diese Schriftsteller gethan?“ „Diese Schriftsteller,“ erwiderte er, „haben keineswegs in der Heiligen Schrift gesucht, was man glauben muß, sondern was sie selbst glauben; sie haben sie keineswegs als ein Buch betrachtet, worin die Lehrsätze enthalten wären, die man annehmen müsse, sondern als ein Werk, das ihren eignen Ideen Autorität geben könne; darum haben sie allen Sinn darin verdreht und haben all ihre Stellen auf die Folterbank gespannt. Es ist das ein Land, wie die Leute aller Sekten Landungen machen und gleichsam auf Plünderung gehen, es ist das ein Schlachtfeld, wo die feindlichen Nationen, die sich entgegnetreten, einander zahlreiche Kämpfe liefern, wo man sich angreift, wo man scharmüthelt auf eine Unmasse verschiedener Methoden!“ Was hier so wichtig zugespielt gesagt ist, hat freilich heute keinen Anspruch mehr auf uneingeschränkte Geltung. Es ist gar keine Frage, daß die moderne Bibelkritik auch auf rein philologischem Gebiet eine Menge unansehbare und unschätzbare Ergebnisse geliefert hat, die jeder vorurteillos an die Sache Herantretende ohne weiteres als richtig anerkennen muß; was freilich die katholischen Theologen und den rechtgläubigen Protestantismus nicht hindert, bei ihren vorgefaßten Meinungen stehen zu bleiben.

Wie auf dem Gebiet der Bibelforschung, so hat auch auf dem schwierigen Boden der katholischen Legendenliteratur eine unbesangene, philologische Kritik manches Treffliche geleistet, und dafür wenigstens seien ein paar kurze Beispiele angeführt. In der St. Ursula-Kirche in Köln a. Rh. wird noch heute zu bestimmten Zeiten als wertvolle Reliquien ein widerwärtiges Gemisch von Menschen- und Pferdeknochen ausgestellt, die aller Wahrscheinlichkeit nach von irgend einem mittelalterlichen Schlachtfeld stammen, vom blinden Köhlerglauben aber als die Gebeine der heiligen Ursula und ihrer 11 000 Jungfrauen angestammt werden. Der Legende zufolge war diese Ursula eine fromme Königstochter, die auf einer ausgedehnten Wallfahrt mit nicht weniger als 11 000 Gefährtinnen von den ruchlosen Händen heidnischer Hunnen in Köln den Märtyrertod erlitt. Die innere Unwahrscheinlichkeit dieser Geschichte ist augenfällig, wird aber beseitigt durch eine geschickte philologische Konjektur. Der Begriff „11 000 Jungfrauen“ wird nämlich lateinisch geschrieben mit *XII* *virgines* wiedergegeben; dies kann aber auch undeocim *martyres virgines*, d. h. 11 Märtyrerinjungfrauen gelesen werden. Es ist klar, daß, wenn man einen Lesefehler als vorliegend annimmt, die Legende ein ganz andres Gesicht gewinnt und durchaus nichts Unwahrscheinliches mehr an sich hat. Ganz ähnlich löst sich ein Teil der für den ersten Augenblick unentwirrbaren Widersprüche, die bestehen zwischen den Angaben der katholischen Uebersetzung über die Zahl der Blutzengen in den Zeiten der Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern und ganz unansehbaren Thatsachen. Während die fromme Legende von ganzen Märtyrerverheeren zu berichten weiß, darunter christliche Soldaten, die wegen Verweigerung der Anteilnahme an heidnischen Ceremonien hingerichtet sein sollten, immer gleich zu vielen Tausenden — so sollen z. B. unter Trajan oder Hadrian auf dem Berge Ararat 10 000 christliche Soldaten an einem Tage gekreuzigt worden sein —, weiß einerseits die heidnische Geschichtsschreibung von solch bemerkenswerten Thatsachen rein gar nichts, und andererseits sagt ein so unansehbare Zeugnis, wie der heilige Origenes, ausdrücklich: „Nur wenige den Umständen nach, eine äußerst geringe Zahl von Christen ist ihrer Gottesfurcht zum Opfer gefallen.“ Deshalb brauchen aber die fabelhaften Angaben der Legenden nicht immer gleich Lügen zu sein, sondern wenigstens, was die militärischen Märtyrer angeht, ist manchmal eine einfache und plannäßige Erklärung ihrer merkwürdigen Vielfältigkeit möglich. Die lateinische Abkürzung *MIL.* kann nämlich sowohl *milia* (Tausende), als *milites* (Soldaten) bedeuten, so daß, was eigentlich 10 Soldaten von den und den Legionen heißen sollte, sich durch ein Mißverständnis beim Lesen in 10 000 Mann von den betreffenden Truppenteilen verwandelt konnte.

Das wären also ein paar kleine Belege, wie nützlich, wie aufhellend philologische Methoden, mit wissenschaftlicher Vorurteilslosigkeit angewandt, auch auf dem vielumstrittenen Gebiet der Gottesgelahrtheit wirken können.

Dem sei nun ein geradezu klassisches Beispiel gegenübergestellt, das in der ergötzlichsten Weise zur Anschauung bringt, wie willkürliche Konjekturenmacherei und summrührende Auslegungskünste von den theologischen Sachwaltern bestimmter Meinungen und Interessen dazu benutzt worden sind, den an sich völlig klaren

Sinn eines Bibelverses zu entstellen, ja, in sein direktes Gegenteil zu verkehren. Es dürfte schwer halten, eine Bibelstelle ausfindig zu machen, wegen deren die spitzfindige Textverbesserung und rabulistische Paarspalterei frommer Erklärer tollere Purzelbäume geschlagen hat, als jenen berühmten Evangelienatz, wo Christus in schneidendster Schärfe den Reichen ihr Urteil spricht. Ein vornehmer Jüngling ist an ihn herantretend mit der Frage, was er zu thun habe, um das ewige Leben zu erwerben. Christus verweist ihn auf die mosaischen Gebote und seine eigne Kardinalvorschrift: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Als der Heißbegierige erwidert, das habe er von Jugend auf gehalten, und fragt, was er noch zu thun habe, spricht Jesus zu ihm: „Wenn Du vollkommen sein willst, so gehe hin, verkaufe Deinen Besitz und gib ihn den Armen; dann wirst Du einen Schatz im Himmel haben, und komme, folge mir nach.“ Da der Jüngling sich auf diese Aufforderung betrübt von dannen schleicht, weil er im Besitz großer Habe war, äußert Jesus zu seinen Jüngern: „Wahrlich, ich sage Euch, daß ein Reicher schwerlich in das Himmelreich kommen wird. Wiederum sage ich Euch: es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Reicher in das Reich Gottes kommt.“ Als die Jünger hiervon erschreckt fragen: „Wer kann denn gerettet werden?“ sagt Jesus: „Bei den Menschen ist dies unmöglich, bei Gott aber ist alles möglich.“

(Schluß folgt.)

## Kleines Feuilleton.

— Profit! Allgemein herrscht heute noch überall der Brauch, dem Niesenden zuzurufen: „Zur Gesundheit!“, „Profit!“ Schon mancher wird sich, schreibt die „Köln. Ztg.“, über diesen Gebrauch gewundert haben, der bei den meisten Völkern der Erde verbreitet ist, ja, sich sogar bis in die ältesten Zeiten der Geschichte verfolgen läßt. Man giebt zwar an, daß die Beglückwünschung beim Niesen von einer im sechsten Jahrhundert n. Chr. in Italien grassirenden pestartigen Epidemie herrühre, und daß das Niesen das Zeichen des unmittelbar bevorstehenden Todes gewesen sei, weshalb man Kranken zugerufen habe: „Gott helfe Dir!“ Doch ist diese Sitte zweifellos viel älter und läßt sich schon bei den Griechen und Römern nachweisen. Homer läßt die Götter des Olymps laut Jupiter anrufen, wenn irgend eine göttliche Rafe vom Niesen erschüttert wird, und dieser Gebrauch war allgemein unter den Griechen üblich. In einem griechischen Epigramm wird einer, der Jupiter beim Niesen nicht angerufen hat, damit entschuldigt, daß seine ungeheurer lange Nase soweit vom Ohre entfernt sei, daß er das Niesen nicht habe hören können. Als Themistokles einen zu seiner Rechten niesen hörte, deutete er das als ein Zeichen, daß er Xerxes besiegen werde. Dagegen bedeutete ein Niesen zur Linken Unglück. Bei Beginn eines Unternehmens zu niesen, sahen die Griechen als böses Omen an, und das gilt noch heute in Indien. Als Xenophon seine berühmten Rehtausend vor Beginn ihres glorreichen Märschs anredete und sagte: „Wir haben große Hoffnung auf Errettung“, wollte es das Unglück, daß gerade ein Soldat bei dem Worte „Errettung“ nieste, und sogleich rief das ganze Heer Jupiter, den Erretter, an. Xenophon aber wußte dem unglücklichen Omen eine andre Bedeutung zu geben, indem er das Niesen bei dem Worte Errettung als eine Bestätigung Jupiters deutete. Aristoteles suchte vergebens den Grund zu erforschen, warum seine Landsleute, um sich gegen die Folgen des Niesens zu schützen, den Jupiter Eoter anrufen, und durch ihn erfahren wir auch, daß die Griechen das Niesen als etwas Heiliges betrachteten. So viel Ernst wie bei den Griechen ist freilich hinter dem ähnlichen Brauch bei den Römern nicht mehr zu suchen, und wenn der griechische Komiker Philemon als aufgeklärter Mann über die Bedeutung, die seine Zeitgenossen dem Niesen beimaßen, gespottet hat, so meint auch Cicero, wenn man an die geheimnisvolle Bedeutung zufälliger Worte glauben wolle, so müßte man auch das Stolpern, das Zerreißen der Schuhriemen und das Niesen als Wahrzeichen betrachten. Die Erwähnungen bei römischen Schriftstellern sind unabweislich. So schrieb Plinius in seiner Naturgeschichte: „Warum beglückwünschen wir die Niesenden, was sogar der Kaiser Tiberius, bekanntlich der unfreundlichste aller Menschen, wenn er im Wagen saß, verlangt haben soll, und warum halten es einige noch für gewissener, zum Wunsch auch den Namen hinzuzufügen?“ In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, daß besonders in der römischen Kaiserzeit wohl Tausendlicher für beide Geschlechter im Gebrauch waren, daß sie aber leider nicht der Rase zu gute kamen, die man höchst primitiv zu reinigen pflegte, überhaupt scheinen die katarchaischen Erscheinungen durch Einwirkung des milden Klimas viel seltener gewesen zu sein als bei uns. Desterer wiederkehrender Schnupfen bei Frauen wird von Juvenal selbst als Scheidungsgrund erwähnt. Die hohe Bedeutung, die man von jeher dem Niesen beilegte, beschränkte sich aber keineswegs auf die beiden Völker des klassischen Altertums. Bei der indischen Sekte der Thugs war das Niesen ein Anwesenheitszeichen ihrer blutigen Gottheit. Sie halten es für religiöse Pflicht, ihrer Göttin Whoranie möglichst viele Menschen zu opfern. Sie töten sie nur durch Erdrosselung und sind berichtigt wegen der Eist, mit der sie ihre Opfer anzuloden und die Spuren ihrer grauenhaften Thätigkeit zu verwischen wissen. Hat einer der Unglücklichen bereits den Strid

um den Hals und das Gesicht, so ist er gerettet, denn die Göttin hat gesprochen. Bei manchen Völkern herrscht der Glaube, daß während des Niesens, oft auch während des Gähnens, böse Geister aller Art besonderen Einfluß haben. Ueber diese Geister herrscht oft merkwürdige Uebereinstimmung bei Völkern, die anscheinend niemals in Berührung miteinander gekommen sind. Bei den Kaffern spielt der Geist der Vorfahren oder des Hauses eine wichtige Rolle. Dasselbe ist der Fall bei andern afrikanischen Stämmen. Sie und einige Stämme Jubiens glauben, daß die Geister die Gestalt von Schlangen annehmen, aus welchem Glauben sich die Schlangenverehrung herleitet. Die Mohamedaner nehmen geradezu an, der Teufel habe die Gewohnheit, in einen aufgesperrten Mund zu schlüpfen, und gähnen deshalb niemals, ohne den Rücken der linken Hand auf den Mund zu legen und zu sprechen: „Ich suche Zuflucht bei Allah vor Satan, dem Verfluchten.“ Auch die Hindus sprechen mehrmals hintereinander zu ihrem Schutze den Namen eines Gottes, wie Noma, aus. —

ht. Die Länge der See-Telegraphenkabel der Welt beträgt zur Zeit 354 547 Kilometer, eine Länge, mit der man die Erde am Äquator fast neunmal umspannen könnte. Unter staatlicher Verwaltung steht nicht viel mehr als der neunte Teil dieser Kabel, nämlich 39 851 Kilometer; Deutschland ist hieran mit 4882 Kilometer beteiligt, Frankreich mit 9324 Kilometer, während England nur 3828 Kilometer Kabel verwaltet; allerdings kommen noch 3183 Kilometer der indo-europäischen Telegraphen-Verwaltung, sowie kleinere Posten aus den Kolonien hinzu. Die Hauptmenge der Kabel wird aber von Privatgesellschaften verwaltet, nämlich 314 696 Kilometer, und zwar stehen hier englische und amerikanische Gesellschaften oben an, so die Eastern Telegraph Co. mit 70 037 Kilometer und die Western Telegraph Co. mit 32 018 Kilometer Kabel, während die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft 7070 Kilometer und die Deutsche See-Telegraphen-Gesellschaft 2060 Kilometer Kabel in ihrer Verwaltung haben. —

**Archäologisches.**

— Ausgrabungen von Holztafeln in Ostturkestan. Dr. M. A. Stein, der gegenwärtig auf einer wissenschaftlichen Expedition in Ostturkestan begriffen ist, hat dort Entdeckungen gemacht, über welche die „Wiener Zeitschr. f. d. Kunde d. Morgenlandes“ berichtet: Es ist gelungen, im alten Bett des Nihaslusses bei den Ausgrabungen eines kleinen buddhistischen Klosters eine Fülle von wichtigen Inschriften zu finden, über 200 Dokumente der verschiedensten Art, alle auf Holzplatten geschrieben. Der Gebrauch von Holztafeln zum Schreiben ist zwar in Indien aus ältester Zeit bezeugt, diese Funde sind aber die ersten greifbaren Belege hierfür. Die Schrift ist das alte Kharoshtī der ersten indostythischen Könige (etwa ein Jahrhundert vor oder nach Chr.) und die Sprache altes Prakrit. Manche Stücke enthalten religiöse Texte, andre Votivinschriften, andre Akten aller Art. An Umfang und Alter übertreffen diese Funde weitaus alles, was bisher an literarischen Denkmälern indischen Ursprungs in Centralasien ans Licht gekommen ist. Unter den beschriebenen Holztafeln sind viele auch von kulturgeschichtlichem Interesse. Sehr wichtig ist ein kleines Fragment, der erste Fund indischer Schrift auf Pergament. Daß die Brahmanen oder Buddhisten Pergament gebrauchten, hat man bisher nicht glauben wollen. Jetzt liegt der Beweis vor. Auch sehr merkwürdige Haushaltungs-Gegenstände, Stoffe etc. fanden sich in dem Sand der Ruinen, gerade so gut erhalten wie in Ägypten. Die weite Verbreitung griechischer Kunsteinflüsse zeigt eine Vallas Athene mit Schild und Ägis auf dem Thronsigel eines Restripts. Bei der Ausgrabung einer andern Münzstätte kamen aus dem buddhistischen Tempel Sanskrit-Texte, chinesische Schriftstücke und tibetische Handschriften an den Tag. Diese sind wohl die ältesten jetzt bekannten Schriftentwürfe Tibets. Am interessantesten waren jedoch die Funde nördlich vom Ziarat Zman Gafar Sabit, wo Hunderte von Kharoshtī-Dokumenten, auf Holz und Pergament geschrieben, ans Licht kamen. Ihre Entzifferung wird viele geschichtlich wertvolle Aufklärungen bieten für eine Periode, zu der die früheren Handschriftenfunde in Turkestan nicht hinaufreichen.

**Aus dem Tierleben.**

— Die Fledermäuse und ihre Jungen. In einer Skizze über das Leben der Fledermäuse schildert A. Mansion in der „Revue scientifique“ auch das Verhältnis des Weibchens zu dem Jungen. Sie haben in der Regel nur ein Junges, wie die meisten Tiere, welche nur zwei Brustwarzen besitzen: Sirenen, Elefanten, Halbaffen, Affen und die Primaten überhaupt, zu denen Linné die Fledermäuse rechnen wollte. Der Besitz von Brustwarzen ohne tieferliegende Zitzen gehört zu den Vorzügen der höheren Tiere. Nach fünf- bis sechs-wöchentlicher Tragzeit bringt die Fledermaus ein einziges nacktes Junges zur Welt, welches sich mit geschlossenen Augen und Ohren alsbald an einer Brustwarze der Mutter festbietet und dieselbe nicht eher löst, als bis es völlig ausgewachsen ist, was etwa fünf bis sechs Wochen erfordert. Während dieser ganzen Zeit trägt die Mutter, wenn sie auf den Insektenfang auszieht, ihr Junges an der Brust und mag dadurch im Fluge sowohl wie beim Fange nicht wenig beengt sein, während das kleine schwache Wesen, ohne die Anstrengungen zu ahnen, welche die Mutterliebe zu überwinden hat, dabei ruhig seine Nahrung weiter nimmt. Wenn sie sich nachher am Tage zur Ruhe an den Hinterbeinen aufhängt,

hält die Mutter sorgsam die Flügel halb über dem Säugling zusammengeklappt.

Während des Fluges geschieht es manchmal, daß das Kleine die Brustwarze verliert und aus der Höhe mehrerer Meter auf den Boden fällt. Mansion war eines Tages Zeuge eines solchen Unfalls, der nicht immer für das Junges verhängnisvoll ist. Als der Säugling flüchtete, daß er die Mutter losgelassen hatte, und ein Spiel der Lust geworden sei, entfaltete er instinktiv seine Flügel, die ihm nur als improvisierter Fallschirm dienten, aber die Gewalt des Sturzes so mähigten, daß er unbeschädigt den Boden erreichte. Kaum war dies geschehen, als die erschrockene Mutter schon bei ihm war und ihm die Brust bot, die er sogleich ergriff. Nun handelte es sich aber für die arme belastete Mutter darum, wieder empor zu kommen, was ihr erst nach manchem erfolglosen Sprunge gelang. Endlich geschah es mit einem kleinen Schrei, der einem Triumphschrei gleich. Ein anderer Beobachter will gesehen haben, wie eine fliegende Fledermausmutter ihr fallendes Junges mit den Flügeln auffing, die sie nachstürzend unter seinem Körper zusammenschlug. —

(„Promethens“.)

**Geologisches.**

is. Die fossilen Gletscher Sibiriens werden von ihrem Entdecker v. Toll in dem neuesten Band der Denkschriften der Russischen geographischen Gesellschaft beschrieben. Die begleitenden Photographien zeigen Stücke dieser „fossilen Gletscher“, wie sie von dem Entdecker genannt werden, und es ist aus den Abbildungen zu erkennen, daß ihr Eis nicht die Zusammenziehung von Flüssen oder Spalteneis hat, sondern aus echtem Gletschereis besteht. Es ist kein Zweifel möglich, daß dieses Eis noch aus der eigentlichen Eiszeit stammen muß, seit deren Ende es in Nord-Sibirien keine Gletscherentwicklung mehr gegeben hat. Das Eis ist mit Erde bedeckt, in der Zweige und Wurzeln einer Eiche und einer Weidenart enthalten sind. Diese Bäume kommen jetzt in Sibirien jenseits des 70. Breitengrades nicht mehr vor, wuchsen aber während der Zeit, die auf die Vereisung folgte, auf den Neu-Sibirischen Inseln, wie durch die an den Zweigen hängenden Nagen bewiesen wird. Ueber die Funde von ausgestorbenen Säugetieren in dem Boden dieses Gebiets äußert sich v. Toll folgendermaßen: Die Mammuts und andre gleichzeitig gefundene Säugetiere lebten an den Stellen, wo sich jetzt ihre Ueberbleibsel finden, und starben aus infolge der Aenderung der natürlichen Verhältnisse des Gebiets; die Leichen dieser Säugetiere, die somit nicht durch eine plötzliche Katastrophe zu Grunde gegangen sind, kamen in ein kaltes Gebiet, teils auf Flußterrassen, teils an die Ufer von Seen und auf die Oberfläche von Gletschern zu liegen und wurden allmählich in Lehm eingebettet. Auf diese Weise sind sie ebenso wie die unterliegende Eismasse dank der fortdauernden und vielleicht noch zunehmenden Kälte erhalten geblieben. —

**Humoristisches.**

— Natürliche Erklärung. „Mir scheint, Ihr Sohn läßt seit einiger Zeit den Kopf hängen!“  
 „Ach wo; Sie meinen das nur, weil er nicht mehr die hohen Stiefel trägt!“  
 — Devot. Serenissimus (auf einer Jagdpartie einen Ziegenbock bemerkend): „Ach — ist das nicht eine — äh — Gemse?“  
 Oberjägermeister: — „Ja — nein, Durchlaucht! Das heißt, so eine Art Thalgemsel!“

**Notizen.**

— Die Wiedereröffnung des Luisentheaters findet am 31. August statt. —  
 — „Der Wadestein“, ein Einakter von Hans Wrennert, wird anfangs dieser Spielzeit im „Bunten Brett!“ (Direktor Dausewein) in Scene gehen. Ferner sind für dieses Theater als Novitäten acceptiert: „Fräulein Aßensbrödel“, eine Tragikomödie von Benno Falobson und das Momentbild „In der Choristimengarderobe“. —  
 — Sechs neue Abonnementskonzerte werden kommenden Winter im Neuen Operntheater (Stoll) stattfinden. —  
 — Ein seltsamer Volksstamm. Die letzte Volkszählung in Indien hat ergeben, daß es dort einen verhältnismäßig großen, aber bisher so gut wie gar nicht bekannt gewordenen Volksstamm giebt, die sogenannten Jajnen. Eine englische naturwissenschaftliche Zeitschrift weiß von diesen Jajnen zu erzählen, daß sie während sechs oder sieben Wochen, unbeschadet ihrer starken Körperkonstitution, ohne Nahrung bleiben, und daß dieses lange Fasten eine Forderung ihrer Religion ist. Zu gewissen Zeiten verlängert dieses Hinduvoll seine Fastenzeit sogar auf zwei Monate. Kinder bis zu einer vorgeschriebenen Altersgrenze sind vom Fasten befreit. Die Nahrung der Jajnen ist vollkommen vegetarisch, und niemals tödten sie ein Tier, es sei denn aus eigener Nothwehr. Ihr hauptsächlichster Wallfahrtsort ist der Parasnathberg bei Hota Nagpore, wohin sie sich in großen Scharen in jedem Frühling begeben, um dort ihr erstes großes Fasten im Jahre zu beginnen. Die letzte Zählung dieses Volksstammes hat etwa anderthalb Millionen Seelen ergeben, die in Bengalen und den Provinzen Guzerat und Radjputana leben. —